

Kirche in einem Gottesbund“ (Beitrag Nr. 13) stehen.

Greifbar wird diese Zuordnung von Kirche und Israel immer wieder in der von Anfang bis zum Ende des Buches verwendeten Rede von „Israel als der volkhafte Gottesgemeinde und der Kirche als ökumenischem Gottesvolk“. Doch während es am Ende der siebziger Jahre noch fast als eine naive Selbstverständlichkeit erscheint, mit welcher der Gottesvolk-Begriff auf die Kirche angewendet wird, so fordert Klappert 1995 in der Auseinandersetzung mit den Erläuterungen zum Rheinischen Synodalbeschluss „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ (1980) hier eine notwendige Differenzierung ein, indem er festhält, dass es ihm um die Zuordnung zweier Größen, nicht aber um eine „Hineinnahme in das eine Gottesvolk“ gehe.

In den letzten beiden Aufsätzen des Buches geht Klappert schließlich auf aktuelle Fragen von Ökumene und Mission ein. Die theologische Notwendigkeit des Verzichts auf „Judenmission“ wird hier ebenso überzeugend dargelegt wie die schmerzhaft Abwesenheit der Israel-Thematik in weiten Teilen der weltweiten christlichen Ökumene. Eine Rückfrage an Klappert könnte an dieser Stelle lauten, ob nicht möglicherweise die nordatlantische Diskussion um die jüdisch-christliche Realität ebenso unter einer weit verbreiteten Abwesenheit der ökumenischen Dimension leidet wie der ökumenische Dialog zwischen den Kirchen unter der Abwesenheit der jüdisch-christlichen Dimension. Manches, was hier – zumal in Deutschland – gedacht wird, trägt in sich die Tendenz zum Spezialistentum. Nicht selten erschwert diese Tendenz eine positive Wahrnehmung dessen, wie

das jüdisch-christliche Verhältnis außerhalb des von Auschwitz bestimmten Kontextes eben *auch* – und dabei nicht notwendig antijüdisch – gedacht werden kann. Eine stärkere Verknüpfung von Ökumene, Missions- und Religionswissenschaft einerseits und der systematisch-theologischen Reflexion über das jüdisch-christliche Verhältnis andererseits wäre (auch im Sinne Klapperts) in jedem Fall wünschenswert.

Uwe Gräbe

Avraham Barkai, „Wehr dich!“, Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893–1938. Verlag C.H. Beck, München 2002. 496 Seiten. Ln. EUR 44,90.

Dies ist die erste Gesamtdarstellung der größten und wichtigsten politischen Organisation der deutschen Juden in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Nach Inhaltsverzeichnis, Vorwort, Danksagungen und einer Einführung ist der Text (19–375) in acht Kapitel eingeteilt, die sich im Wesentlichen an einschneidenden politischen Ereignissen orientieren (Erster Weltkrieg; Weimar; 1933). Der umfangreiche Anhang (377–496) umfasst die ausführlichen Anmerkungen, Abkürzungsverzeichnis, Quellen- und Literaturverzeichnis, Bildquellennachweis, Personenregister, Register der Institutionen und Parteien. 24 Abbildungen (schwarz-weiß) geben zum größten Teil Persönlichkeiten des Centralvereins wieder.

Dem 1921 in Berlin geborenen Verfasser, der heute in Israel lebt, war es möglich, das früher für vernichtet oder verschollen gehaltene, 1990/1 in Moskau aufgetauchte Archiv des Berliner Hauptbüros zu sichten, nachdem es

1938 von der Gestapo beschlagnahmt worden war. Barkai konnte so auch die bisher kaum dargestellte Endphase des Vereins beschreiben.

Dieser auf dem Höhepunkt des Antisemitismus im Kaiserreich gegründete Verein (1893 gab es 16 antisemitische Reichstagsabgeordnete) hatte als Ziel die Abwehr des Antisemitismus. Im Laufe der Jahre entwickelte er sich von einem Abwehrverein zu einem Gesinnungsverein. Denn es wurde den Mitgliedern bewusst: Wirkungsvolle Abwehr bedingt gründliche Kenntnis des Judentums. So stehen in der Darstellung von Barkai neben der ideengeschichtlichen Entwicklung des Vereins Persönlichkeiten im Mittelpunkt. Die große Zahl an Originalstimmen erscheint notwendig, um die Atmosphäre, die Meinungen und deren Stil vor hundert Jahren ansatzweise richtig einschätzen zu können. Trotz der vielen Zitate lässt sich der Text gut lesen.

Der Verein „warb um Mitglieder aus allen Richtungen der deutschen Judentum unter Beteuerung seiner religiösen wie parteipolitischen Neutralität, um als Massenbewegung den Anspruch, die gesamte Judentum in Deutschland zu repräsentieren, erheben zu können“ (28). Die extremste Richtung der Separat-Orthodoxie blieb dem Verein bis zum Ende fern. Im Wesentlichen blieb er eine Organisation religiös-liberaler oder indifferenter Juden. 1903 konnte der Verein 16.000 individuelle und 90.000 korporative Mitglieder zählen (26). 1924 hatte er etwa 72.500 Mitglieder (120).

Im Geflecht der zahlreichen jüdischen Organisationen musste der Centralverein neben seinem Hauptziel, den Antisemitismus abzuwehren, einen ideologischen Zweifrontenkrieg führen:

einerseits gegen die Zionisten, andererseits gegen den rechtsextremen „Verband nationaldeutscher Juden“. Daher rührt die unaufhörlich überzogene Beteuerung seiner deutschen Gesinnung beim Centralverein. Gern berief man sich auf Gabriel Rießer (1806–1863): „Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gedanken, meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme“ (35). Oder Eugen Fuchs 1917: „Wir sprechen nicht hebräisch, für uns ist Palästina nicht unser Geburtsland, ... es ist nicht einmal das Land meiner Sehnsucht, nicht die Heimat, der ich nachstrebe ... Ich spreche deutsch, empfinde deutsch; deutsche Kultur und deutscher Geist erfüllen mich mehr als hebräische Dichtung und jüdische Kultur“ (97). Noch 1928 sagte Ludwig Holländer: „Die Liebe zum deutschen Vaterland kann durch keinerlei Verfolgungen und Beschimpfungen beeinträchtigt werden“ (220).

Schließlich beendete der Pogrom vom 9./10. November 1938 die Tätigkeit des Centralvereins wie die der meisten jüdischen Organisationen. Mehr als jede andere Organisation im deutschen Judentum hat der Centralverein den Prozess der Religionsübertritte aufgehalten und den Auflösungstendenzen in der deutsch-jüdischen Gemeinschaft entgegengewirkt.

Das Buch schließt eine wichtige Lücke, um die Aktivitäten der jüdischen Gemeinschaft in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts kennen und besser verstehen zu lernen. Obwohl der Centralverein in vielen Einzelfällen klären und helfen konnte, ist er seinem Hauptziel nicht näher gekommen. Im Gegenteil: Die Kräfte, die den Holocaust ein-

leiteten, haben den Centralverein gleichsam überrollt. Darin wird rückblickend die große Tragik dieser Organisation erkennbar.

Stefan Durst

ORTHODOXIE

Hacik Rafi Gazer, Die Armenische Kirche in Sowjetarmenien zwischen den Weltkriegen. Anatomie einer Vernichtung. LIT Verlag, Hamburg 2001. 292 Seiten. Gb. EUR 40,90.

Der Feststellung Hacik Gazers ist zweifelsohne zuzustimmen, wonach die herkömmlichen Darstellungen zur Kirchengeschichte in der Sowjetunion in der Regel „russozentrisch“ orientiert seien (12). Mit seiner Hallenser Habilitationsschrift hat Gazer einen wichtigen Beitrag zur Überwindung dieses forschungsgeschichtlichen Desiderates geliefert. Behandelt wird die tragische Geschichte der armenisch-apostolischen Kirche zwischen 1920 und 1938. Damit wird der Zeitraum abgesteckt zwischen der Gründung der armenischen Sowjetrepublik und jenem Jahr, in dem die antikirchlichen Maßnahmen mit der Ermordung von Katholikos Choren I. ihren Höhepunkt erreichten.

Gestützt auf bisher kaum ausgewertetes Archivmaterial in armenischer Sprache trägt Gazer eine Fülle von Einzelinformationen zusammen, aus denen sich trotz mancher Lücken ein eindeutiges Bild ergibt: Die kommunistischen Machthaber hatten es letztlich auf nichts anderes als auf die vollständige Vernichtung der Kirche abgesehen. Gut herausgearbeitet wird dabei das Zusammenspiel von antikirchlicher Religionsgesetzgebung, den propagandistischen Aktivitäten des „Bundes der Gottlosen“ sowie den Zug um Zug gesteigerten Repressalien. Die Schilderung dieser

Vorgänge enthält sich billiger Schwarz-Weiß-Malerei. Ohne die menschenverachtende Grausamkeit der Herrschenden zu verschleiern, bemüht sich Gazer um ein historisch angemessenes Verständnis. Seine Studie reicht deswegen zurück bis zur Entstehung marxistisch gesinnter Parteien und Gruppierungen in der armenischen Diaspora des 19. Jahrhunderts. Der Genozid von 1915 und die darauf folgende politische Entwicklung hatten die Armenier gelehrt, dass von den Westmächten keine Unterstützung ihrer Sache zu erwarten war. Im Kräftefeld der kemalistischen Türkei und des revolutionären Russlands gelegen, erwies sich die erste armenische Republik (1918–1920) auf Dauer als nicht lebensfähig. Die Errichtung einer Sowjetrepublik wird also in der Tat als einzige realistische Option zur Erhaltung armenischer Eigenstaatlichkeit bewertet werden müssen. Sozialistisches Gedankengut war unter armenischen Intellektuellen verbreitet. Tragisch ist, dass nun ausgerechnet die Kirche, über Jahrhunderte hinweg der Garant armenischer Identität, von den neuen Machthabern als Konkurrent betrachtet und bekämpft wurde. Gazer tut wohl gut daran, die Frage nicht entscheiden zu wollen, in welchem Maße die armenischen Funktionäre den militanten Atheismus verinnerlicht hatten und inwieweit sie unter Druck aus Moskau handelten.

Die traumatischen Erfahrungen des Genozids sowie eine in Jahrhunderten der Fremdherrschaft gewachsene Anpassungsbereitschaft werden zur Erklärung für das Verhalten der Kirchenleitung herangezogen. Die Katholikoi Georg V. und Choren I. setzten trotz widrigster Umstände immer wieder auf Konsenslösungen, auf Verhandlungen